Des Menschen Sohn

Autor(en): **Stückelberger, L.**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus**

Band (Jahr): **11 (1917)**

Heft 2

PDF erstellt am: **24.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-134057

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Er schwingt es weit, er mäht und mäht,
Und Etzels Schwert, es schwelgt und trinkt,
Bis müd' die Sonne niedergeht
Und hinter rote Wolken sinkt.

Als längst er schon im Mondlicht braust,
Wird ihm der Arm vom Schlagen matt,
Er frägt das Schwert in seiner Faust:
„Schwert Etzels, bist du noch nicht satt?

Laß ab! Heut ist genug getan!"
Doch weh, es weiß von keiner Rast,
Es hebt ein neues Morden an
Und trifft und frißt, was es erfaßt.

„Laß ab!" es zuckt in grauser Lust,
Der Ritter stürzt mit seinem Pferd,
Und jubelnd sticht ihn durch die Brust
Des Hunnen unersättlich Schwert.

C. F. Meyer.

Des Menschen Sohn.

Der Krieg hat sich nun während zwei und ein halb Jahren wie ein Blutigel an der Menschheit festgebissen, und die Friedensbemühungen, die um die Jahreswende alle Gemüter beschäftigten, haben uns zeigen können, wie schwer es ist, die Geister, die man rief, wieder los zu werden und abzuschütteln. Wir sind vom Krieg infiziert, er beherrscht alle Lebensfunktionen von A bis Z.

Wir sind nun freilich der Zuversicht, daß noch so viel gesundes Leben vorhanden ist, daß sich Europa von dieser furchtbaren Seuche erholen und den Kriegsbazillus überwinden wird, indem er sich selbst den Nährboden zerstört. Dann werden auch die normalen Funktionen wieder auftauchen. Wenigstens nach außen hin mag die Welt einmal wieder im großen und ganzen ein Gepräge erhalten, das den Zeiten des Friedens entspricht: die Grenzen werden wieder freigegeben und, wo sie auch angesetzt werden mögen — das Leben flutet wie früher herüber und hinüber. Die „Frankfurter Zeitung" schreibt jetzt schon: „Wir wollen den Wirtschaftskrieg nicht, wir verzichten auf den Haßboykott, wir wollen, was wir hatten: Gleichberechtigung, Meistbegünstigung und offene Tür, geben und nehmen, wir wollen es als Mittel zum Wiederaufau der Welt als erste Vorbedingung eines wirk-

lich dauerhaften Friedens." Allerdings, welche Formen dieses künftige wirtschaftliche Leben annehmen wird, weiß wohl zur Stunde noch niemand, aber es wird wieder kommen und erstarken.

Dagegen ist zu befürchten, daß gerade die zartesten Organe des Menschheitskörpers, das geistige Leben und das sittliche Empfinden sich am langsamsten von der schweren Krisis erholen werden, daß vielmehr gerade auf diesem Gebiete bleibende Mißbildungen auftreten. Wir wissen das aus dem Privatleben. Wenn zwischen zwei Menschen ein Bruch stattgefunden hat, so können sie doch in allen äußeren Beziehungen verhältnismäßig bald wieder einen erträglichen modus vivendi finden und die Kluft scheinbar überbrücken, während im Innern die tollsten Haß- und Neidgedanken weiter wühlen; die Seele will nicht so leicht wieder in's rechte Geleise einlenken. Die Heilung wird umso schwerer, je tiefer die Verletzung gegangen ist, am schwersten da, wo die religiösen Gefühle getroffen, erregt oder verwirrt worden sind. Die schlimmste Krankheitserscheinung unserer Zeit ist darum diejenige, welche während der steigenden Fieberglut die Gewissen angegriffen und mit Wahnideen durchsetzt hat. Es kann ja sein, daß, wenn das Fieber nachläßt, auch die Klarheit wiederkehrt. Es ist aber auch möglich, daß der unheilvolle Zustand chronisch wird und allerhand Deformationen und Verkümmerungen unserer edelsten Funktionen mit sich bringt. Das würde nichts geringeres bedeuten als eine verhängnisvolle Trübung der christlichen Wahrheit, eine bleibende Verzerrung und Verunstaltung des Christentums. Als eine solche Verzerrung der Wahrheit kommt es mir vor, wenn man unter dem Einfluß des alles beherrschenden Nationalismus aus Jesus, dem Menschensohn, einen jüdischen Nationalhelden macht, der im Stil eines Makkabäerfürsten für sein Volk lebt, leidet und stirbt, und dessen Botschaft erst als sie beim eigenen Volk keinen Anklang finden wollte, von den Jüngern über die Landesgrenzen hinausgetragen worden sein soll. Man sagt sich, der Internationalismus ist wie Spreu vor dem Winde verflogen und zerstoben, und nun möchte man Jesus vor diesem kompromittierenden Internationalismus retten, indem man ihn mit einem nationalen Mantel drapiert. Im Grunde ist es nichts anderes als die Schwäche des eigenen Christentums, die der Uebermacht des anstürmenden Nationalismus nicht gewachsen, Christus in denselben hineinzerrt, um sich auf ihn berufen zu können. Christus muß mit in die eigene Tiefe, nur weil man sich nicht zu seiner Höhe aufzuschwingen vermag.

Daß es sich hiebei nicht nur um eitles Theologengezänk handelt, zeigen verschiedene deutlich hervortretende Strömungen in Kreisen der Mission, welche dahin münden, die ganze Tätigkeit auf nationale Grundlage zu stellen. Mission und Kolonialpolitik sollen Hand in Hand gehen. Von dem früheren weltumspannenden Schwung ist nichts mehr übrig geblieben, man verschanzt sich mit dem Evangelium hinter die schützenden Forts und Kanonen des eigenen Landes. Die

jetzige Notlage wird zum Prinzip, zum Ideal erhoben.[1]) Die Kehrseite davon ist, daß man dann auch keinen Ausländer mehr in den eigenen Mauern duldet. Ausgerechnet die sonst so weitherzige herrnhutische Brüdergemeinde ist es, welche auf ihre Predigtposten keine Ausländer, nicht einmal stammverwandte Schweizer mehr zulassen will. Da muß natürlich auch Jesus irgendwie national zugestutzt werden. Das führt dann aber zu jener gewaltsamen Verzerrung des Christentums, welche ihm selbst recht gefährlich und verderblich zu werden droht.

Wohlverstanden, wir verurteilen damit nicht jeden Nationalismus, so wenig als wir einem beliebigen Internationalismus huldigen. Daß die Völker gegenwärtig sich ihrer Eigenart und Kraft bewußt werden, mag zum Plan der Vorsehung gehören. Es ist ein Stück berechtigter Selbstbehauptung, wie wir sie jedem Individuum zugestehen. Eine charakterlose Nivellierung wäre so traurig wie ein endlos grauer Himmel. Es handelt sich hier nicht um Recht oder Unrecht der Nationalität, es handelt sich vielmehr um das Verhältnis von Christentum und Nationalität. Die Frage ist die: Soll das Christentum der Nationalität oder die Nationalität dem Christentum dienen und sich einordnen?

Um Mißverständnisse von vornherein zu vermeiden, wollen wir gleich beifügen, daß wir weder bei dem einen noch bei dem anderen an die offizielle Organisation denken, das Verhältnis von Staat und Kirche geht uns hier nichts an, die Frage dreht sich um die mehr ideellen Größen, Volkstum und Reich Gottes? Oder, genauer gesagt: Wo hinein legte Jesus seine Seele, wohin verlegte er sein Wirken und Hoffen, wem galt und gilt sein Leben, seinem Volk oder den Menschen? Ist er Davidssohn oder des Menschen Sohn?

Die Frage stellen heißt eigentlich sie beantworten, denn es ist doch wohl eine Binsenwahrheit, daß Jesus aller Welt gehört als eine universelle Größe. Ja, wenn jenes Fieber nicht wäre, das das Christentum und dann auch Christus nur noch in nationaler Beleuchtung erscheinen läßt. Es ist darum gut, uns, soweit wir die klare Besinnung noch haben, an einige Tatsachen, die uns aus seinem Leben mitgeteilt werden, zu erinnern.

Bei dem ersten Auftreten Jesu in „seiner Stadt" Nazareth stiehlt sich von seinen Lippen der wehmütige Ausspruch: „Kein Prophet ist angenehm in seinem Vaterland." Warum trifft das immer wieder zu? Weil der echte Prophet etwas erhofft, was über die Grenzen seines Landes hinaus reicht, etwas das allen Menschen zukommt. Jesus redet von Erlösung und Heilung der zerschlagenen, armen und blinden Menschen. Der stolzen Erwartung seiner Landsleute, daß sie

[1]) Es sind vor allem Missionsinspektor Wilde von der Berlinermission und gewisse Gemeinschaftskreise, welche diesen Standpunkt einnehmen, während die anderen Missionsleitungen im großen und ganzen die Gefahr, die aus der Nationalisierung der Mission für das Christentum entsteht, nicht verkennen.

oder ihre Ortschaft dabei auch irgendwelche Rolle spielen könnten, kommt er in keiner Weise entgegen. Im Gegenteil, er durchkreuzt ihre Gedanken aufs schärfste, indem er die Witwe aus Sarepta der Sidonier und den Hauptmann Naëmann aus Syrien als Zeugen aufruft. Aber sie, seine Landsleute, wurden voll Zorns und stießen ihn zur Stadt hinaus. Und über Kapernaum fällt Jesus das furchtbare Urteil: „Und du, Kapernaum, die du bis an den Himmel erhoben bist, du wirst in die Hölle hinuntergestoßen werden.“ Das sieht nicht darnach aus, als ob Jesus bei seiner Botschaft ganz besonders auf sein Volk abgestellt und das Reich Gottes zunächst als nationale Aufgabe betrachtet habe.

Das ist ja gerade das Jesusartige, Heilandsmäßige, daß er in jedem Menschen, unbeachtet der äußeren Stellung in Bezug auf Volk, Stand und Beruf, den göttlichen Lebenskeim zu erblicken vermochte. Auch ein Zachäus, der römische Beamte, ist Abrahams Sohn. Die Samariter erweisen sich dankbarer als die Juden und barmherziger als Priester und Leviten und empfänglicher für die Wahrheit als die Schriftgelehrten von Jerusalem. Was hat es zu bedeuten angesichts des kommenden Reiches Gottes, ob man bis dahin in Jerusalem oder auf Garizim seine kultischen Gebete verrichtete? Gewiß, die Juden sind in erster Linie zum Heil berufen, aber, ob sie es annehmen oder nicht, der Ruf geht weiter an alle Völker: „Gehet hinaus auf die Landstraßen und an die Zäune und nötiget sie hereinzukommen, auf daß mein Haus voll werde,“ nicht das Haus Israel, sondern das Haus Gottes.

Aber Jesus hat doch das kananäische Weib abgewiesen! Etwa weil sie Ausländerin war? Glaubt man denn wirklich, Jesus habe bei seinen Krankenheilungen wie eine bürgerliche Armenpflege sorgfältig immer zuerst nach der Nationalität gefragt. War etwa der Hauptmann von Kapernaum kein Ausländer? Wahrlich, nicht, weil seine Frau eine Ausländerin war, hat Jesus sie nicht hören wollen, sondern weil er sich in jene Gegend von Tyreus und Sidon zurückgezogen hatte, um in der Stille zu sein und darum überhaupt niemand heilen wollte. Schließlich hat er sie doch erhört, überwunden durch das mütterliche, von aller nationaler Eitelkeit freie und reine, starke Gefühl der Liebe zum Kind. Diese allgemein menschliche Mutterliebe, die um der Tochter Willen sogar eine starke Demütigung in Bezug auf die nationale Zugehörigkeit ruhig hinnahm, hat den Ausschlag gegeben. Gerade dies Beispiel, das so gern partikularistisch gedeutet und ausgebeutet wird, ist ein Beweis für die Universalität des Menschensohnes.

„Sie werden kommen,“ sagt Jesus einmal voll Entzücken in seinem prophetischen Blick, „von Nord und Süd, von Ost und West und mit Abraham zu Tische sitzen.“ Das heißt doch nichts anderes als die jüdische, religiös-patriotische Engherzigkeit mit aller Energie durchbrechen und die nationalen Schranken, die den Juden ein unantastbares geheiligtes Erbgut waren, zertümmern.

Wie wenig Jesus an eine Bevorzugung seiner Nation gegenüber anderen Völkern zugab oder gar an eine Aufrichtung nationaler Herrlichkeit dachte, das beweist ein Wort, das jetzt gar oft zu Gunsten nationaler Bestrebungen und patriotischen Blicken angeführt wird, ich meine das bekannte Wort über den Zinsgroschen: „Gebet dem Kaiser, was des Kaisers." Merken denn die, welche das Wort jetzt so oft gebrauchen, um die Christen im Namen Jesu bedingungslos der Machtvollkommenheit des Staates zur Erhaltung des eigenen Vaterlandes auszuliefern, merken sie nicht, daß jener Kaiser, von dem Jesus redet, für die Juden ein Fremder, ein Ausländer war und daß Jesus mit dem Wort: Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist, den Juden die Anerkennung der Fremdherrschaft und damit die Preisgabe des eigenen Staatswesens zumutete. Wie gern hätten die Juden damals Jesum der nationalistischen Tendenz bei den Römern bezichtigt, wenn sie es ehrlicherweise hätten tun können.

Jesus wollte etwas viel Größeres und Erhabeneres, Göttlicheres als die Selbstverwaltung, die selbständige Größe, die Freiheit seines Vaterlandes mit all dem, was das Interesse seines eigenen Staatswesens mit sich brachte. Er konnte, er mußte das alles preisgeben um dessetwillen, was alle Menschen angeht und interessiert, die Freiheit von der internationalen Macht der Finsternis, und den Sieg des Gottesgeistes über alle Mächte der Welt in allen Völkern. Er mußte es preisgeben, je mehr er seiner Aufgabe leben und sie verwirklichen wollte, so wie er auch seine Familie preisgegeben hat und dieses Opfer auch von seinen Jüngern forderte mit den Worten: „Wer Vater oder Mutter mehr liebt denn mich, der ist meiner nicht wert." So ganz im selben Sinn, in derselben Linie liegt es zu sagen: wer das Vaterland mehr liebt als mein Reich, ist meiner nicht wert. Das eigene Leben ist ein Gut, die Familie ist ein Gut, die Volksgemeinschaft mit der Staatsordnung ist ein Gut und das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit ist ein Gut; aber das nächstfolgende ist immer höher als das vorhergenannte.

Am niedersten steht, der nur sein Leben kennt und pflegt und für sich lebt; höher, wer sein Leben der Familie weiht und opfert; noch höher, wer dem Gemeinwohl dient und für das Vaterland stirbt; aber es ist nicht das Höchste, es gibt eine noch höhere Pflicht: Trachtet am ersten nach dem Reich Gottes und seiner Gerechtigkeit. Die Selbsterhaltung ist das Ideal der Egoisten und Libertinisten, die Familie ist das Maß aller Pflichten beim Chinesen, der Staat ist der allesbeherrschende Begriff des antiken Menschen, das Reich Gottes aber ist das höchste Gut des Christen. Darum ist diesem Gut alles andere untergeordnet, das andere verschwindet nicht ganz, es ist noch da und hat seine Bedeutung, aber entscheidend ist das Höchste.

Jesus liebte auch sein Leben und seine Ehre, aber er hielt das nicht fest, wenn etwas Höheres auf dem Spiele stand. „Ich suche

nicht meine Ehre!" „Nicht mein, dein Wille geschehe!" Jesus liebte auch seine Mutter und Geschwister, aber in seiner Arbeit nennt er diejenigen seine Mutter, Brüder und Schwestern, die den Willen tun seines Vaters im Himmel. Er liebte auch Jerusalem, die Hochburg seines Vaterlandes, und weinte in Gedanken an deren Untergang beim Anblick der Stadt, aber er wehrt sich nicht für sie, bittet nicht einmal um Abwendung ihres traurigen Schicksals, sondern er bittet „für die, die der Vater ihm gegeben, zugeführt hat, und für die, die durch ihr Wort an mich glauben". Und für sie heiligt, d. h. weiht er sich dem Tode und gibt sein Bestes, sein Leben. Er stirbt nicht für sein Land, sondern für die Menschen. Das tönt ganz anders als jene Behauptung: „Jesus habe sein ganzes irdisches Leben seinem Vaterland geschenkt, dessen treuer Sohn er war, von dem er seine äußere Art und seine Sprache hatte." Zum Glück haben ihn seine ersten Jünger und Nachfolger besser verstanden. Petrus sagte in Cäsarea: „in allerlei Volk, wer Gott fürchtet und recht tut, der ist ihm angenehm." Paulus schreibt in seinen Briefen: „ich bin den Juden ein Jude, den Griechen ein Grieche." „Hier ist kein Jude noch Grieche, sie sind allzumal eines in Christo." Und das sagt er, obwohl er auch die nationale Zugehörigkeit in sich spürt und ein starkes Bewußtsein der Stammesverwandtschaft hat, sonst würde er nicht sagen: „ich habe gewünscht verbannet zu sein für meine Brüder, die meine Gefreundten sind nach dem Fleisch." Wir können heute bei der Hochflut nationaler Leidenschaften wieder ein wenig nachfühlen, was es für den fanatischen und mit Stolz auf die Väter erfüllten Paulus bedeuten mochte, die natürlichen Bande der Volksgemeinschaft zu zerreißen, um sich einer heimatlosen, zerstreuten Schar von Christusanhängern anzuschließen, in der Gewißheit, daß hier die Wahrheit und der richtige Weg in die Zukunft zu finden sei. Er hat das Christentum von der drohenden nationalen Umklammerung befreit und ihm die Welt erschlossen.

So stark wie noch nie taucht heute diese Gefahr wieder auf in der Parole: Nationales Christentum, nationale Mission! Unsere auf das Aeußere gerichtete Zeit erblickt in der lokalen Ausprägung des Christentums die Hauptsache; der Heimatschutz hat sozusagen das letzte Wort darüber, was echt daran ist.

Wie, ist denn Christus zerteilet? Wie sprichst du, ich bin kephisch, ich bin paulisch? Heute heißt es: ich bin deutsch, ich bin englisch, darum sind wir auch als Christen einander fremd, einander feind. Wir stehen hier vor einer Aufgabe, die noch nie in dieser Schwere und Größe an die Christenheit herangetreten ist, weil noch nie die Nationen eine so einschneidende und scheidende Bedeutung gehabt haben. Jetzt muß es sich zeigen, ob das Christentum rein genug und stark genug ist, diesem Scheidungsprozeß Widerstand zu leisten und seine Universalität zu behaupten.

Wohl gibt es mit Recht national gefärbtes Christentum. Wir können die natürlichen Lebensbedingungen, in denen wir aufwachsen

und groß werden, nicht verleugnen und abstreifen. Es ist auch keine Gefahr vorhanden, daß es geschehe. Dagegen stehen wir in der Gefahr, den tiefsten Gehalt des Christentums über seiner nationalen Ausprägung zu verlieren. Nationalreligion ist kein Christentum mehr. Es gehört nun einmal zu seinem Wesen, die Völker zu verbinden, weil es eine Gemeinschaft darstellt, die keine Grenzen kennt. Es ist Menschheitssache, denn Jesus ist der Menschen Sohn.

Wir haben als Christen, Krieg hin — Krieg her, die unbedingte, heilige Aufgabe, die nationalen Schranken zwar nicht zu verleugnen oder gar zu beseitigen, aber zu überwinden, Brücken zu bauen, Kanäle zu graben zur Verbindung der Völker mit Hintansetzung der eigenen nationalen Ansprüche an Ehre und Macht. Und wenn die Völker und Staaten es nicht lernen wollen, selbstlos und weitherzig zu denken, so müssen es wenigstens die Christen es lernen, sonst sind sie keine Christen mehr.

Der gegenwärtige Völkerkrieg hat es übrigens mit blutigen Lettern in das Buch der Weltgeschichte geschrieben, daß kein Volk ohne das andere leben kann, wir brauchen alle einander, wie die verschiedenen Glieder am Leib alle einander nötig haben. Und wer da glaubt, nur am Bestand des eigenen Volkes ein Interesse haben zu müssen, und in dieser ausschließlichen Weise Patriotismus pflegt, den trifft das Wort Jesu: Wer sein Leben lieb hat, der wird es verlieren.

Wir sind in der kleinen Schweiz in der glücklichen Lage, nicht durch Größe und Reichtum unserer Nation zu verblendetem Ehrgeiz verleitet zu werden, wir sind auch durch die mannigfache Mischung verschiedener Stämme und Konfessionen innerhalb des kleinen Landes darauf angewiesen, einander verstehen zu lernen. Das ist unser Heil. Je mehr wir das lernen, desto mehr wächst die Vaterlandsliebe, die dankbare und demütige Liebe zu einem Fleck Erde, der unsere Heimat ist und bleiben soll, so lange wir hier bei aller äußeren Verschiedenheit Brüder finden. Diese Liebe schließt aber ein und nicht aus, daß wir als Christen mit Sehnsucht den Tag erwarten, wo auch die Völker um uns her sich wieder verstehen und anerkennen und die Türen sich wieder öffnen für eine Geistesgemeinschaft, die über den Nationen steht.

„Wer sich selbst und andere kennt
Wird auch hier erkennen:
Orient und Occident
Sind nicht mehr zu trennen."

L. Stückelberger.

---

oft unwürdige Behandlung und minderwertige soziale Stellung tragen die Schuld daran. Noch immer können Zehntausende nach Entlassung aus der Schule keinen korrekten deutschen Brief schreiben. Das schlimmste Uebel aber ist der Klassencharakter unseres Bildungswesens überhaupt. Wer von uns ahnt, wie viele Begabungen noch ungekannt im Volke schlummern mögen? Welches Verbrechen eine Nation an sich selbst begeht, die nicht alle in ihr schlummerden Kräfte entwickelt, darauf haben vor mehr als 100 Jahren schon Scharnhorst und Fichte hingewiesen. Das Wort des Reichskanzlers: „Freie Bahn jedem Tüchtigen" muß endlich zur Wahrheit werden, und wir werden nicht aufhören, an dies Versprechen zu erinnern, bis es eingelöst ist. (Sehr richtig! bei den Sozialdemoktaten.) Selbstverständlich kann auch die Schule an den ungeheuren Ereignissen dieser Zeit nicht teilnahmlos vorübergehen. Aber alles kommt hier auf das Wie an. Ich stimme durchaus mit dem sehr beherzigenswerten Aufruf überein, den vor einiger Zeit zahlreiche namenhafte Pädagogen unter anderen Wilhelm Förster, Paul Natorp, Bruno Wille, Heinrich Wolgast und Gustav Wynecken, veröffentlicht haben. Dringend wird da gerade im Namen eines wohlverstandenen Patriotismus davor gewarnt, nationale Gehässigkeit irgendwelcher Art in die Kinderseelen einzusäen. Ich rede keinem weichherzigen Nichts-als-Pazifismus das Wort, ich will auch keinen verschwommenen Kosmopolitismus. Die Kinder sollen sich mit Stolz als Angehörige des großen deutschen Kulturvolkes fühlen. Aber das ist ganz etwas anderes als die systematische Erziehung zum dauernden Haß gegen unsere Feinde. Großzügigste Sozialreform, weitestgehende Gesundheitsreform und grundlegende Schulreform, diese drei Dinge müssen im neuen Deutschland eine einzige große Einheit bilden, auf der sich das neue freie Deutschland und auch das neue freie Preußen aufbauen wird, das nach diesem Kriege kommen wird, allen Widerständen und aller Rückschrittlerei zum Trotz. (Lebhafter Beifall bei den Sozialdemokraten.)

Berichtigung. Im Februarheft steht Seite 52 oben die Bemerkung, daß die herrnhutische Brüdergemeinde keine Ausländer mehr zulasse. Ich hielt mich dabei an eine briefliche Mitteilung aus einer deutschen Brüdergemeinde, des Inhalts, „daß alle, die in Deutschland im Dienst der Brüdergemeinde stehen (von nun an) Deutsche sein müssen" laut eines neuen Paragraphen in der Kirchenordnung. Die Richtigkeit dieser Mitteilung wird nun von anderer Seite auf Grund amtlich eingeholter Informationen bestritten. Ich bringe dies hiemit unsern Lesern gebührend zur Kenntnis. L. St.

Redaktionelle Bemerkungen.

Dieses Heft soll ein wenig den Charakter einer Osternummer haben, wodurch auch die Anordnung der Beiträge bestimmt ist. Wir betrachten namentlich den Aufsatz von Ellen Key als ein Osterzeichen, auch wenn der Aufsatz „Weihnachtsmesse" heißt. Vielleicht ruft er einer Diskussion?

Was die Serie „Neue Wege" betrifft, so sei bemerkt, daß sie in zwangloser Weise weitergeführt werden soll, d. h. so, daß nicht notwendig jede Nummer ein Stück enthalten muß.

Aus verschiedenen Gründen hat sich die Herausgabe dieses Heftes um einige Tage verzögert. Wir bitten die Leser um Entschuldigung.

Wir wünschen den Lesern mitten in den Schrecken dieser Zeit etwas von Osterglauben. Man muß ihn ja gerade zu solchen Zeiten bewahren.

Redaktion: Liz. **J. Matthieu**, Gymnasiallehrer in Zürich; **L. Ragaz**, Professor in Zürich; **L. Stückelberger**, Pfarrer in Winterthur. — Manuskripte und auf die Redaktion bezügliche Korrespondenzen sind an Herrn **Ragaz** zu senden. — Druck und Expedition von **R. G. Zbinden** in Basel.